

Astrid Sozio

*Was nicht Fenster ist, ist Wand*

Er stellt den Motor ab, löst den Gurt und steigt nicht aus. Er schaut auf seine Hände und denkt an ihre. Denkt an den ersten Tag, wie der Lehrer sie vor sich her in die Klasse schob: »Das ist Jana.«

Wie sie ihre Hüfte einknickte und ihren Busen und ihre dicken Lippen vorschob und wie alle glotzten, Jungen wie Mädchen. Selbst der Lehrer. Niemand sah, dass sie im Grunde hässlich war mit diesen dicken Lippen und den Männerhänden.

Wie alt waren sie da? Vierte Klasse.

Er sitzt in seinem Auto und zählt die Jahre an seinen Fingern ab: eingeschult mit sechs, sieben, acht, neun. Neun Jahre.

Jana trug eine unförmige Jeans und ein geripptes, lachsfarbenes Oberteil, das eng war wie ein nasser Badeanzug. Es war ein Badeanzug, das sah er, als sie sich später im Rohbau auszog. In seiner Erinnerung ist das alles am selben Tag passiert, morgens kam sie in die Klasse, nachmittags zog sie ihn hinter sich her in den Rohbau auf der Kuhweide. Knöpfte ihre Hose auf, zog die lachsfarbenen Träger herunter und dann den Rest des Badeanzugs und hockte sich in eine Ecke. Um die Angst rauszuscheißen, wie sie sagte.

Wie sie da hockte! Die Knie mit den Händen umschlungen, die Brüste an die Knie und die dicken Lippen aufeinandergepresst – er sitzt in seinem Auto und lacht. Bricht ab und sieht ein anderes Bild: Jana sitzt, wieder bekleidet, auf dem rohen Fenstersims, die Beine baumeln nach außen, er hört ihre Fersen gegen die Wand tippern. Sie schaut über die Schulter zu ihm: »Jetzt nich blinzeln!«

Und dann – als hätte er doch geblinzelt – ist sie fort. Weggeblinzelt wie ein Staubkorn. An ein Geräusch erinnert er sich nicht. Auch nicht daran, ob er erst zum Fenster sprang oder gleich hinausrannte. An die Schuld aber, an die erinnert er sich gut. Als hätte er sie gestoßen.

Und das hatte er auch, weil er ihr nicht geglaubt hatte, dass man aus einem dritten Stockwerk fallen und überleben kann.

Sie überlebte. Sie lag unter einer Herkulesstaude, die Arme hin-

ter dem Kopf verschränkt, als sonne sie sich. Ihre Beine waren aufgeschürft, das wenige Blut aber schon getrocknet zu feinen Krusten. Sie behauptete, ihr linker Knöchel sei gebrochen oder mindestens verstaucht. Er wagte nicht, ihr zu widersprechen. Sie legte ihren Arm um seine Schultern und hing schwer an ihm.

»Du musst mich nach Haus bringen.«

Sie lotste ihn zum Assiheim.

Er sitzt in seinem Auto und schämt sich für das Wort, aber sein Gedächtnis weigert sich, dem roten Backsteinhaus einen anderen Namen zu geben als den, den sie als Kinder benutzten.

Vor dem Assiheim saßen wie immer die alten Türken auf ihren Plastikstühlen. Sie blickten von ihren Spielkarten auf und glotzten. Es dauerte, bis er begriff, dass sie nicht ihn anstarrten, sondern Jana. Janas Busen in dem lachsfarbenen Badeanzug, ihren dicken Po.

Das Zimmer wie im Schullandheim: ein Etagenbett, ein Kleiderschrank und der Boden voller Keksschachteln und Silberpapierkugeln. Jana hing noch immer an ihm und zog ihn mit sich auf das untere Bett. Zog ihn auf sich und hielt sein Gesicht an den Ohren fest. Irgendwo klingelte ein Telefon.

Janas dicke Lippen öffneten sich, an der unteren hing ein weißer Tropfen Speichel. Er ekelte sich, bewegte sich aber nicht. Konnte sich nicht bewegen, wie in einem Traum. Da ging die Zimmertür auf und Jana ließ von ihm ab.

Eine Frau, grau und durchsichtig wie ein Geist, stand in der Tür. Sie hatte Janas dicke Lippen, aber ihre waren farblos, und dahinter war etwas falsch, furchtbar falsch. Bevor er erkennen konnte, was, schlug die Frau ihre Hand vor den Mund und verschwand.

»War das deine Mutter?«

»Quatsch.«

Janas Mutter war eine Heldin, groß und stark und gefährlich, so gefährlich, dass sie eingesperrt worden war. Jana gab ständig mit ihr an. Erzählte, wie die Mutter sie über die Mauer geworfen hatte, gerade noch rechtzeitig, bevor die Soldaten mit den Maschinengewehren kamen.

Die anderen aus der Klasse standen staunend da, wenn Jana ihre Muttergeschichten erzählte. Er war der Einzige, der ihr nicht glaubte.

»Quatsch«, sagte er, »über die Mauer geworfen!« Das hatte

sie aus dem Film abgeschaut, den der Lehrer ihnen gezeigt hatte, nachdem er seinen Blick endlich von Janas Busen gelöst und ihnen gesagt hatte, dass Jana aus Berlin kam, Ostberlin. In dem Film hatten tatsächlich Mütter ihre Kinder über die Grenze geworfen, aber es waren Babys, in schwarzweiß, und die Mauer war noch gar nicht da, bloß Stacheldraht.

»Die Mauer ist viel zu hoch«, sagte er, »da kann keiner was rüberwerfen.«

»Doch nich vom Boden aus«, sagte Jana, »da waren Häuser, leere Häuser, ganz dicht bei der Mauer.«

»Quatsch«, sagte er wieder. »Und selbst wenn. Da hättet ihr mindestens im dritten Stock sein müssen und da wärst du tot. Außerdem, so ein Brocken wie du, da müsstest deine Mutter schon Superman sein.«

Jetzt lachten die anderen, jemand klopfte ihm auf die Schulter. Er sitzt in seinem Auto und erinnert sich, wie gut sich das anfühlte.

»Ich kanns euch zeigen«, sagte Jana, aber die anderen waren schon dabei zu gehen. Ihn hielt sie fest. Sie hatte Männerhände, erstaunlich stark und viel zu groß für ihre Handgelenke, mit dicken Knöcheln und schwarzen Haaren auf den Fingergliedern. Damit hatte sie ihn zu dem Rohbau gezogen. Und damit hielt sie ihn wieder, als er vom Bett aufstehen wollte. So fest, dass es wehtat.

»Das war nich meine Mutter, klar?«

Noch am nächsten Morgen hatte er rote Spuren am Handgelenk.

Er sitzt in seinem Auto und kann sich nicht daran erinnern, wie sie ihn losgelassen hat. Sie blieb nicht lang in seiner Klasse, in seiner Erinnerung war sie am nächsten Tag bereits verschwunden.

An der Uni sah er sie wieder. Sie rief seinen Namen wie eine Ertrinkende.

»Mensch! Wie lang ist das her? Fünfzehn, sechzehn, siebzehn ...«, sie zählte die Jahre an den Fingern ab. Es waren noch immer Männerhände, noch immer etwas zu groß für die Gelenke, die aus der rosa Plüschjacke hervorstaken. Doch die schwarzen Härchen waren fort und auf den Nägeln klebten jetzt Plastikkrallen in metallischem Blau.

Sie hielt ihn fest, als die Masse der Studenten, die an ihnen vorbei aus dem Audimax strömte, ihn mitzureißen drohte. Er

erinnert sich gut an das Drängen und daran, wie er vergeblich versuchte, sich aus ihrem Griff zu befreien. Er wollte mitgerissen werden, war schon mitgerissen, nicht von den Sprüchen, die sie skandierten und die er nicht verstand, sondern von der Stimmung, den Stimmen, den Körpern, die sich vermischten, den Gesichtern, die wie aufgebrochen wirkten, hellwach und klar. Er wollte ebenfalls aufwachen. Wollte Geschichte schreiben.

Das hat er tatsächlich geglaubt – er sitzt in seinem Auto und lächelt über sich und massiert sein Handgelenk.

Jana hatte ihn festgehalten, bis alles vorüber war, an ihnen vorbei in die Stadt gesickert.

»Ist doch alles Quatsch. Wen juckts schon, ob Studenten streiken? Komm, ich zeig dir meine Wohnung, ist nicht weit.«

Es war eine richtige Wohnung, keine Studentenbude. Drei Zimmer, zwei Badezimmer, Parkettboden und Möbel aus Glas und Metall und Leder. Sie zeigte alles mit ausladenden Gesten, die einstudiert wirkten.

Das Schlafzimmer hatte rohe weiße Wände und er musste daran denken, wie sie in dem Rohbau gehockt hatte.

»Weißt du noch, wie du in dem Rohbau –«

»Setz dich mal aufs Bett!«

Es war ein Wasserbett. Sie ließ sich neben ihn fallen und zog ihn hintüber. Das Bett gluckerte. Vergeblich versuchte er, Abstand zu halten. Ihm wurde heiß. Einer von ihnen roch nach Schweiß. Irgendwo klingelte ein Telefon.

Auf Janas Oberlippe glänzten kleine Tropfen, er wollte nicht wissen, wie sie schmeckten, und wich doch nicht zurück. Bevor sie ihn berührte, ging die Tür auf. Eine Frau kam herein, groß und breitschultrig, in einem langen Kleid, das so leuchtend orange war wie die Warnschutzkleidung von Straßenbauern. Allein die graue Haut und das graue Haar erinnerten noch an den Geist aus dem Assiheim.

Flüchtlingsheim, korrigierte er, als könne Janas Mutter seine Gedanken lesen.

Jana stöhnte.

»Was willst du?«

Janas Mutter warf ein schnurloses Telefon auf das Bett.

»Dein Lude«, sagte sie.

»Raus«, sagte Jana wie zu einem Hund.

Janas Mutter lachte. Sie hatte keinen einzigen Zahn mehr im Mund.

»Komm«, sagte sie zu ihm, und als er nicht vom Bett hochkam, griff sie seine Handgelenke und zog ihn. Dieselben Männerhände wie Jana, aber sie riss die schwarzen Haare nicht aus und klebte kein Plastik über die abgekauten Nägel. Sie schämte sich auch nicht für ihren zahnlosen Mund.

»Meine Kriegswunde«, sagte sie. Sie saßen in der Küche, die so sauber war, als wäre sie nie benutzt worden, tranken Kaffee, und Janas Mutter erzählte, wie ihr sieben Jahre und zweiunddreißig Zähne im Gefängnis verfault waren. Bei jedem Schluck lief ihr etwas Kaffee aus dem Mund. Sie merkte es, wischte die Tropfen aber nur hin und wieder ab, sodass sich allmählich ein brauner Fleck auf ihrem Kinn bildete.

»Wenn ich mir Jana jetzt so anseh, bin ich mir mehr so sicher, ob es das wert war. Ob ich nicht besser mich rübergebracht hätte.«

Sie fragte ihn nach dem Streik, aber es wurde schnell klar, dass sie mehr darüber wusste als er.

»Jana ist auch so«, sagte sie, und er schämte sich.

»Ist ja nicht schlimm«, sagte sie. »Schlimm ist nur, dass ihr am Ende immer gewinnt.«

»Mein Gott«, sagte Jana, als sie in die Küche kam, »wozu hab ich dir die Zähne besorgt?« Sie nahm einen Spüllappen und wischte ihrer Mutter grob über das Kinn.

Sie hatte sich umgezogen, trug statt der Jeans einen Minirock und weiße Plateaustiefel und unter ihrer Plüschjacke nur einen silbernen BH. Und erst da begriff er. Dein Lude.

»Pass auf, dass dir die Augn nich rausfallen«, sagte Jana, griff sein Handgelenk und zog ihn aus der Wohnung.

Draußen hielt sie ihn noch lang fest. Sie standen an ihrem Auto, Jana hatte die Tür schon geöffnet, aber sie wollte nicht einsteigen. Wie ein Kind, dachte er damals, das nicht ins Bett will.

Wie ich, denkt er jetzt, in seinem Auto sitzend.

Es war nicht so, wie er dachte, sagte Jana.

»Ich bin Tänzerin. Gogo.« Das Wort brachte ihn zum Lachen.

»Ey«, sie schüttelte seinen Arm, »lach mich nich aus. Wenn du mir nich glaubst, kannst ja vorbeikommen.« Sie gab ihm einen Flyer. Unter dem Namensschriftzug der Disko war ein Foto von Jana in einem Bikini, tanzend in einem Käfig.

Er sitzt in seinem Auto und sieht das Bild so deutlich, als hätte er es vor sich, dabei hatte er den Flyer schon auf dem Heimweg weggeworfen.

Das nächste Mal, dass er sie sah, war dann auch schon das letzte Mal.

Drei Mal in knapp dreißig Jahren – er sitzt in seinem Auto und fragt sich, was er hier verloren hat. Diesmal war es Janas Mutter, die seinen Namen rief wie eine Ertrinkende. Sie hatte ihn sofort erkannt, obwohl er Haare und Bart rasiert trug und, da er grad aus dem Büro kam, im Anzug war.

Sie zog einen Kinderwagen hinter sich her. Erst als sie das Baby heraus hob und er die wulstigen Lippen sah, begriff er, wer sie war. Sie hielt ihm das Baby hin.

»Danke«, sagte er, mit einer Handbewegung, als würde er ein Glas Wein ablehnen. Janas Mutter lächelte. Ihr früher leerer Mund war gefüllt mit großen, unwirklich weißen Zähnen. Ihre Lippen waren matt geschminkt, die graue Haut rosa überpudert, die grauen Haare rot gefärbt. Sie legte das Baby zurück in den Wagen.

»Jana wird sich so freuen. So freuen.«

Er wollte abwehren, er hatte keine Zeit, er erinnert sich, dass er es eilig hatte – was so eilig war, weiß er nicht mehr, weiß nur, dass damals alles eilte. Doch Janas Mutter hielt ihn fest, mit diesen Männerhänden. »Komm.«

Jana lag auf ihrem Wasserbett, in einem graugewaschenen Nachthemd mit dunklen Flecken auf der Brust. Sie sah aus, als wäre sie aus Nebel, weiß und durchscheinend und konturlos. Janas Mutter legte ihre Hände auf seine Schultern und schob ihn näher an das Bett.

»Schau mal, wen ich gefunden hab!« Eine zittrige, unbestimmte Erwartung sickerte aus ihren Händen. Jana sah nicht einmal in seine Richtung, starrte bloß aus dem Fenster.

Die Luft im Zimmer war staubig, bei jedem Atemzug blieb etwas davon auf seiner Zunge zurück. Janas Mutter brachte einen Stuhl für ihn, brachte Kaffee. Er konnte nicht schlucken. Irgendwo klingelte ein Telefon und das Baby begann zu schreien. Jana schrak hoch und riss ihren Mund auf, als kämen die Schreie aus ihr. Die Flecke auf ihrem Nachthemd wurden dunkler und

größer. Er erwartete, dass die Mutter das Baby zum Stillen hereinbringen würde, aber sie kam nicht. Irgendwann hörte das Baby auf zu schreien und Jana sank zurück.

»Alles gut«, wisperte sie, »es lebt noch, es lebt noch, es lebt ganz sicher noch.«

Dann lag sie wieder reglos und stumm und starrte aus dem Fenster. Er sah auf seine Uhr, zählte die Stunden, die vergangen waren, seit er aus dem Büro gekommen war, eins, zwei, drei – er war lang genug hier gewesen. Es würde kein Wunder mehr geschehen. Doch als er aufstehen wollte, packte Jana sein Handgelenk. So fest, dass es wehtat.

Der Schmerz war beruhigend wirklich. Und beruhigend wirklich war auch Janas Hand: Es klebten keine Plastikfingernägel mehr daran, auf den Fingergliedern standen wieder schwarze Haare.

»Weißt du noch, wie ich gesprungen bin?« Sie sprach so leise, dass er sich vorbeugen musste, um sie zu verstehen.

»Weißt du das noch?«

»Ja.«

»Und weißt du noch, wie sie mich geworfen hat? Über die Mauer?«

Er nickte, als wäre er dabei gewesen. Jana lächelte. Ihr Griff lockerte sich.

»Kannst du das Fenster aufmachen?«

»Natürlich.«

Er stand auf.

»Nicht auf Kippe, ganz.«

Er öffnete das Fenster weit. Als er sich wieder zu ihr umdrehte, hatte sie die Augen geschlossen. Er konnte an ihrem Atem hören, dass sie wach war, aber er beschloss, sie für schlafend zu halten, und schlich hinaus.

Der Flur war dunkel. Irgendwo brabbelte Janas Mutter mit dem Baby.

Er hatte sich nicht verabschiedet – er sitzt in seinem Auto und schämt sich noch immer dafür. Als hätte er ein Versprechen gebrochen.

Er sitzt in seinem Auto und hebt endlich den Blick von seinen Händen. Es muss geregnet haben, auf der Windschutzscheibe sitzen Tropfen, sie brechen weiche Stellen in die Mauer der Straf-

anstalt. Dahinter ist nicht viel zu sehen, roter Klinker und eine Reihe vergitterter Fenster.

Kannst du das Fenster aufmachen?

Er fragt sich, ob das Baby – es war ein Mädchen, er hat es in der Zeitung gelesen – auch diese Männerhände bekommen hätte. Die dicken Lippen hatte es ja schon. Er fragt sich, ob Jana geglaubt hat, es würde überleben.

Er sitzt in seinem Auto und in seiner Vorstellung geschieht alles an einem Tag. Er öffnet das Fenster für Jana und sie wirft das Baby hinaus, über die Mauer in den Nachbargarten. Er fragt sich, welche Welt Jana sich dort vorgestellt hat. Und ob sich Wunden und Wünsche ebenso vererben wie Hände und Lippen. Er fragt sich, warum er nicht hineingeht und Jana diese Fragen stellt. Die Besuchszeit ist gleich vorbei.

Es dämmt und er sitzt noch immer in seinem Auto. Etwas klopft ans Beifahrerfenster, eine graue, wässrige Gestalt. Jana, denkt er und fühlt sich großartig, als wäre sein Warten von Anfang an Teil eines Fluchtplans gewesen. Er zündet den Motor.

Doch es ist nicht Jana, die die Beifahrertür öffnet, es ist Janas Mutter. Sie steigt nicht ein, sie streckt nur ihren Kopf herein. Falls sie geschminkt war, hat der Regen alle Farbe abgewaschen, sie ist wieder der graue Geist vom Anfang. Sie trägt noch die falschen Zähne, aber auch sie sind grau geworden.

»Das ist gut«, sagt sie. »Dass wenigstens einer –« Sie bricht ab und presst die Lippen aufeinander. Sie sind schmal geworden.

»Ich wollte«, sagt sie, »aber ich konnte nicht. Nicht wegen der Kleinen –«, wieder bricht sie ab. Er beschließt, die Tropfen auf ihren Wangen für Regen zu halten.

»Aber da reingehen und dann hören, wie sie hinter mir alle Türen abschließen«, sie schüttelt den Kopf. Dann lächelt sie: »Ich bin so froh, dass du da warst.«

Er bekommt Angst, dass sie ihn fragt, wie es Jana geht. Aber sie zieht ihren Kopf schon wieder zurück.

»Danke«, sagt sie noch, dann schließt sie die Tür und geht davon.

Er sitzt in seinem Auto und sieht zu, wie sie sich in der grauen Dunkelheit auflöst.